In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 152 | Posen, den 6. Juli 1929 | 3. Jahrg.

Johann von Lübeck

Roman aus der Zeit der Hansa

von **Wilhelmine Fleck.**

(12. Fortsetzung). (Nachdruck verboten.)

VIII.

Zu dieser Zeit, da Lübeck schon längst mit starken Mauern trotzte und mit schönen Giebelhäusern und prächtigen Kirchen prunkte, war Kopenhagen noch ein unansehnliches Städtchen mit einfachen Fachwerkhäuschen und spärlich bevölkert. Aber weit über das Gewimmel kleiner Giebel erhob sich das Königsschloß, ein Symbol der Macht und Hoffart eines Großen gegenüber den vielen untertänigen Kleinen.

An einem der hohen Bogenfenster stand Waldemar der Vierte, den die Mitwelt Atterdag nannte, hielt die Hände auf dem Rücken zusammengelegt und sah scharfäugig auf den Sund hinaus, der in der Nachmittagssonne flimmerte. Der Enkel so und so vieler wilder Seekönige war außergewöhnlich schlank, wodurch er noch größer wirkte, als er war, was viel besagen wollte. Die hagere Gestalt trug einen schmalen, rassigen Kopf mit sehr hoher Stirn und scharfgeschnittenen Zügen, den Zügen eines Herrschers. Schwarze Brauen trafen sich fast über der schmalen Nase, die sich leicht gebogen über den Mund senkte. Es war eigentlich ein böser Mund; Härte und Verräterei schienen in seinen Winkeln zu lauern, und doch verstand er zu lächeln mit einem Ausdruck von Biederkeit, der selten seine Wirkung verfehlte. König Waldemar wußte das ganz genau, sein Lippenverziehen gehörte zu den kleinen Mitteln seiner Staatskunst, auch lächelte er niemals unwillkürlich wie mindere Sterbliche, sondern immer nur mit vollem Bedacht. Über seine großen, grauen Augen hielt er die Lider für gewöhnlich halb gesenkt, schlug er sie aber voll und plötzlich auf, so meinte der also Angeblitzte erschrocken, einen wilden königlichen Adler vor sich zu sehen.

Und wie ein Raubvogel hatte Waldemar IV. seit Jahren über der nordischen Welt gestanden, fern, klein und so regungslos, daß man seiner manchmal fast vergessen hatte, bis er plötzlich herabstieß, und selten war er mit leeren Fängen heimgekehrt. Gesättigt saß er dann wieder eine Weile still in seinem Horst, schickte seine Augen über Meer und Land, und spann Pläne, Pläne. — Entwürfe von rasender Kühnheit, die, wenn sie gelangen, Dänemark zur ersten Macht des Nordens machen würden, schlummerten in seiner unergründlichen Seele, und in stillen Nächten peinigte ihn oft der zornige Schmerz, daß er sie vielleicht unverwirklicht würde mit ins Grab nehmen müssen, denn das Leben war ja so kurz, so elend kurz. — Ueber ein zerfetztes, zerstückeltes Reich hatte er einst die Herrschaft angetreten. Dänemark war ein Spott der Welt und die Beute lüsterner Feinde gewesen, aber ihnen allen, allen hatte er den Raub wieder abgejagt und mehr dazu. Aber seine Gedanken gingen noch viel weiter. Als übermütiger Sieger waren einst die Dänen die Loire hinabgefahren, und das Entsetzen war vor ihren Drachenschiffen hergeflogen. Auf die britischen Inseln hatten sie ihren Fuß als Herren gesetzt, und noch heute sang und sagte man dort von den wilden Taten der Wikinger. Und was einst gewesen, konnte wohl ein Feuergeist nochmals zum Leben erwecken. König Waldemar fühlte in sich die Kraft dazu und den unersättlichen Machthunger, der von Taten zu Taten treibt. Nur Zeit gehörte dazu; Zeit, Zeit! Wut hatte ihn schon manchesmal befallen beim Gedanken, daß der Herrschgewaltigste demselben Gesetz des Werdens und Vergehens unterstand wie der Dümmste und Elendeste, daß die Natur nichts, aber auch nichts dazu tat, um ihm die Bahn für seine Taten freizuhalten. Jetzt war er ein Fünfziger, und er hätte seine Seele für weitere hundert Jahre des Wagens und Wirkens geben mögen, immer vorausgesetzt natürlich, daß er, wie die Pfaffen behaupteten, eine Seele habe.

Wenn ihm solche Anfälle kamen, ward er seinen Untertanen ein noch schlimmerer Despot als gewöhnlich; denn ihre Arbeit war's doch, die seine Schiffe baute, seine Schwerter schmiedete und seine Kornhäuser füllte. Daher schrieb von ihm ein Chronist: „Furcht und Zittern kam über alle, die Waldemar heimsuchte; denn er züchtigte alle gewaltig mit Feuer und Schwert, Gefangenschaft und Tod, bis sie seinem Willen gehorchten." — — — Des Königs Blicke, denen nichts entging, überspähten den Hafen. Dort hinten schaukelte neben anderen eine Kogge, die auf ihrem Segel einen riesigen, mit Teer gemalten Schwan zeigte. Das heißt, eigentlich glich er mehr einem phantastischen Ungeheuer, mit lang vorgestrecktem Halse.

Diese Kogge hatte hansische Gesandte hergeführt, Lübecker und Stralsunder, und die Lübecker hatten sogar einen ihrer Bürgermeister zu schicken für gut befunden. In Waldemars graugrüne Augen trat ein böser Zug. Er haßte das Krämernest an der Trave, gegen das sein Kopenhagen wie ein ärmliches Fischerstädtchen aussah, dessen Reichtum von Jahr zu Jahr wuchs, und das sich einst nicht entblödet hatte, ihm, einem Könige, vorzuschreiben, mit wievielen Begleitern er in Lübecks Mauern eintreten dürfe. Er hatte der Stadt das weder vergessen, noch würde er es, und heute hatte er sich so ein ganz klein wenig gerächt. Länger als sonst war er auf Schloß Wordingborg in Lille Dues, des „Täubchens" Armen geblieben, die seine Liebste war, während er seine rechtmäßige Gemahlin in einem festen Schloß, man wußte nicht in welchem, gefangen hielt. Nicht, daß er nicht seinen Lüsten jederzeit hätte gebieten können, wenn Wichtigeres auf dem Spiel stand, aber es freute ihn, hansische Gesandte, besonders einen Lübecker Bürgermeister, warten zu lassen. Heute früh hatte er ihnen endlich Botschaft geschickt, daß er bereit sei, sie zu empfangen.

Jetzt schob ein Kämmerling den schweren, goldgestickten Vorhang von einer Tür zurück und meldete: „Die hansischen Boten, gnädigster Herr."

„Es ist gut; sie sollen eintreten", sagte Waldemar, indem er den Hochsitz einnahm, der der Tür gegenüberlag. Dort saß er, einen Fuß leicht vorgesetzt, den rechten Arm auf die Lehne gestützt, völlig unbeweglich, und doch gerade in dieser Ruhe an ein Raubtier gemahnend, das jeden Augenblick aufspringen konnte.

Das dachte auch Johann Wittenborg, als er dem rücksichtslosesten und gefürchtetsten aller Kriegshelden gegenüberstand. Er verneigte sich tief, und die drei Ratmannen, die ihm folgten, taten ein Gleiches; Waldemar bewegte kaum sichtlich den Kopf, dann scheuchte sein Wink den Höfling hinaus. Der König hielt die Lider halb über die Augen gesenkt. Noch nie war er sich seine Widerwillens gegen die Hansen so voll bewußt gewesen, wie heute, die Hansen, deren diplomatische Schlingen immer wieder auf seinen Wegen lagen, deren Hände er oft und oft hindernd an seinem Netz gespürt hatte, wenn er es beuteschwer emporzuziehen gedachte. Die allezeit bereit waren, gegen ihn zu gehen, mal mit den Holsten, mal mit den Schweden, mal mit den Norwegern. Krämer waren sie, wenn sie gleich schon versuchten, Fürstengesten nachzu-

äffen und sich nicht scheuten, gekrönte Könige als Figuren auf dem Schachbrett der Diplomatie zu betrachten. Es hatte eine Zeit gegeben, zwanzig Jahre war's her, daß er, ein verbanntes Prinzlein, das nur der gewaltsame Tod des Großen Gerhard von Holstein auf den Thron Waldemars II., des Siegers, zurückgeführt hatte, zu ihnen hatte kommen müssen, um Beihilfe und Gönnerschaft für sein zerstückeltes und verarmtes Reich zu erbitten; er, ein König! Damals hatte er ihres Wohlwollens nicht entraten können, hatte auch wohl oder übel leidliche Nachbarschaft bisher mit ihnen gehalten, aber — Waldemar Atterdag vergaß nie: „Könnt' ich Euch nur bald alle miteinander zu Rom hinunterschlucken", dachte er, aber gleichzeitig verzog er die Lippen und legte damit erfolgreich die Maske des Wohlwollens über sein Gesicht. Er fand, daß die Gesandtschaft lange genug gewartet habe, erst auf die Audienz und nun auf die Anrede. Sein Blick heftete sich auf Johann Wittenborg. „Ein schöner Mann, aber nicht aus hartem Holz", dachte der scharfe Menschenkenner.

„Ich erinnere mich Euren Gesichts, Bürgermeister. Vor Jahren auf dem Fürstentag zu Lübeck sah ich Euch."

„Damals war ich Ratmann, königlicher Herr."

„Ich weiß. Spielt Ihr Laute?"

„Nein, königlicher Herr."

„Nicht? Ihr seht so aus."

„Und wenn ich es auch könnte, so wäre ich doch nicht zum Lautespielen hierher gekommen", sagte Johann mit Würde.

Waldemar lächelte noch herzlicher. Er wußte jetzt, wie weit er diesem Mann gegenüber gehen konnte.

„Ich weiß, Ihr kommt wegen Schonen. Sprecht, was ist Euer Begehr?"

Johann verneigte sich.

„Es ist Euch bekannt, königlicher Herr, wie groß der Handel der Hansen ist, und wieviel Nutzen er auch dem Lande gebracht hat, das jetzt Eurer Herrlichkeit untersteht. Daß unser Handel diesen Umfang annehmen konnte, verdankt er zum Teil den Vergünstigungen, die die Könige von Schweden uns immer gewährten, und wir bitten Euch, königlicher Herr, diese Vergünstigungen, auch zum Wohl Eures eigenen Landes, bestätigen zu wollen."

„Ihr seid besorgt um unser Land, Bürgermeister."

„Das Wohl des einen fördert auch das des anderen."

„Hm. Sagt, ist der König von Schweden Euer Freund?"

„Ich hoffe es, königlicher Herr."

Waldemar hob die Brauen und senkte die Mundwinkel ein ganz klein wenig, wie um Mißtrauen auszudrücken. Freundschaft der Schweden und Hansen paßte nicht in sein Spiel und mußte, wenn sie wirklich bestand, gestört werden. „Es hat mich immer ergötzt," sagte er endlich, als ob er zu sich selbst spräche, „wie verschieden nach Sinn und Neigung der Herr der Welt seine Wesen erschaffen hat. Der Adler möchte immer nur steigen, der Sonne zu; der Hamster seinen Bau voll Futter schleppen."

„Auch der Adler fährt schließlich mal herab und schlägt ein Lamm, wenn er Hunger kriegt", sprach der ältere der beiden Stralsunder, den der lange Verzug verdroß. Er war ein derb gebauter Mann mit einem trotzigen und verschlagenen Schiffergesicht, dessen Linien Waldemar genau zu lesen verstand. Er sah indessen so kühl-hochmütig über ihn hin, als sei der Stralsunder gar nicht vorhanden, und wandte sich wieder Johann zu. „Die Hansen sind gewaltige Handelsleute," sagte er, „so steht der Sinn ihrer Bürgermeister immer und zuerst nach Privilegien."

„Das ist unsere Pflicht, königlicher Herr. So dienen wir dem Wohl der uns anvertrauten Städte am besten. Gefüllte Truhen sind auch ein Ruhm."

„Von kriegerischen Ehren hält der Bürger wohl nicht, wie?"

„Kein Hanse wird sich weigern, sein Leben für die Verteidigung seiner Stadt zu wagen. Aber nur für den Ruhm glänzender Abenteuer ist uns das Blut unserer Bürger zu kostbar. Insofern habt Ihr recht, königlicher Herr."

Waldemar lächelte noch immer. „Wir verstehen uns nicht, können es auch gar nicht. Verschiedenheit der Arten. Vierfüßige und Geflügelte — wißt Ihr. Aber ich kann achten, wo ich nicht begreife. Die wendischen Städte sind mir wert, und wenn sie meine königliche Gunst suchen, werde ich sie gerade i h n e n besonders gern bezeigen. Laßt uns also zu Geschäften kommen, Ihr Herren. Was bietet Ihr mir für die Bestätigung der Schonenschen Privilegien, als da sind Befreiung vom Erbkauf und Strandrecht, sicheres Geleit zu Wasser und zu Lande, unbeschränkte Handelsfreiheit auf den Märkten von Skanör und Falsterbo?"

Dies war so recht Waldemars Art, eine Zeitlang scheinbar gleichgültig um die Sache herumzureden, um dann unvermutet mit plötzlichem Satz dem Gegenspieler sozusagen an den Hals zu springen.

— — — — Als die vier Gesandten nach ein paar Stunden das Schloß verließen, hatten sie erhitzte Gesichter, und Johann Wittenborg sah ernst aus. Herr Bartel Smiterlöw, der Stralsunder, aber sagte halb anerkennend, halb verächtlich: „Donnersagen, das ist ein König! Von dem könnte jeder Handelsjud' noch was lernen."

Ja, es war heiß hergegangen in diesem Turnier des Feilschens, Bietens und Unterbietens. Jeden klugen Zug der Hansen hatte Waldemar alsbald mit einem noch klügeren Gegenzug beantwortet und endlich gedroht, die Gesandten zu entlassen. Schon einmal hatte er das getan und dann in Gelassenheit gewartet, bis sie wiederkamen. Zu gut wußte er, was für sie auf dem Spiel stand. Sie konnten, nein, sie konnten den Schonenschen Handel und die Schonenschen Witten nicht entbehren. Das war der Faden, an dem er die widerstrebenden, hochmütigen Vögel hielt, und endlich war man ja auch miteinander zum Abschluß gelangt. Aber die Hansen hatten sich zur Zahlung von viertausend Lübischen Mark verstehen müssen, anstatt der tausend bis zwölfhundert, die sie anfangs geboten hatten. Hart war die Nuß gewesen, aber in einer so wichtigen Sache durfte man nicht ängstlich rechnen.

„Wenn wir nur kriegen, was er uns zugesagt hat. Versprechen ist leicht", meinte der Stralsunder.

„Ihr seid allzu mißtrauisch, Herr Barthel. Worauf könnte man bauen, wenn nicht auf Königswort."

Der Stralsunder pfiff durch die Zähne. „Wollen alles Gute hoffen, aber wir werden ja sehen, wie weit wir mit dem Wort d i e s e s Königs kommen. Erwartet nicht zuviel davon, Herr Johann."

— — — Am Bogenfenster stehend sah der König den Gesandten nach. Da gingen sie hin, gerupft, die klugen Krämer, die sich so viel dünkten, die sich als Gleichberechtigte in den Kreis derer drängten, deren Vorgänger bis zu der mystischen Grenze hinausreichten, wo Göttersage und Menschengeschichte in eins verschmolzen. Aber immerhin, diese Krämer hatten Gold, und Gold war und blieb nun einmal der magische Hebel, der die Welt aus den Angeln hebt. Viertausend lübische Mark hatte er ihnen trotz ihres Sträubens abgezwackt. Eine schöne Summe für manchen Königsschatz, aber nicht für den Waldemar Atterdags. Was nützten sie ihm für seine Prunkentfaltung, den blendenden Hintergrund, vor dem er sich der bestürzten Menge zu zeigen liebte? Was nützten sie ihm vor allem für seine Pläne?

Er kreuzte die Arme, und in seinen Augen leuchtete eine Art wilder Verzückung. Allezeit waren seine Vorfahren in seinem Blut lebendig, aber es gab doch Augenblicke, wo sie gleichsam sein ganzes Wesen aufwühlten; diese Seekönige, deren Drachenschiffe die Meere durchstürmten, die der Schrecken aller Küsten gewesen waren, deren Fußspuren von Blut trieften, die kein Gesetz neben dem eigenen Willen kannten, wilde Söhne Odins; deren Lebensbecher hoch schäumte, und die, wenn ihre Zeit kam, mit trotzigem Hohn in den Tod gingen, als Sieger selbst über seine Schrecken. Und wären sie heute wieder zum Leben erstanden, sie hätten in Waldemars IV. Art von ihrer Art begrüßt, denn was das Christentum an ihm gewirkt, war nichts, als ein gar dünner äußerlicher Anstrich. Beinahe, wie um eine Probe auf das Exempel zu machen, trat soeben der Kämmerling herein.

„Königlicher Herr, der hochwürdige Bischof bittet um die Gnade —"

„Soll wiederkommen", sagte Waldemar kurz. Er trug kein Verlangen nach dem Kuttenträger und seiner Salbung. Der kam ja doch nur, um eine wehleidige Litanei über irgendein vermeintliches Unrecht anzustimmen. Der König lächelte spöttisch. Er war sich wohl bewußt, die Kirche und besonders die Klöster zu bedrücken, aber wenn die Geschworenen sich so gern „arme Söhne Christi" nannten, gut, so mochten sie sich auch ohne viel weltliches Gut behelfen. Diese Erwägung leitete Waldemars Gedanken wieder in die alte Bahn. Das

Gold, das rote Gold — wo fand er davon so viel, wie er bedurfte? Er war auf seiner Wanderung durchs Zimmer wieder am Fenster angelangt und starrte sinnend ins Weite. Da dröhnte von unten der rauhe Gesang trunkener Männer herauf, Gotländer, die sich in einer Hafenschänke einen guten Tag gemacht hatten und nun zu ihrem Schiff zurückkehrten.

„Mit Zentnern wiegen die Goten das Gold,
Sie spielen mit Edelsteinen,
Die Hausfrauen spinnen mit Spindeln von Gold,
Aus silbernen Trögen gibt man den Schweinen."

Es war der wohlbekannte prahlerische Sang der Leute von Wisby, des stolzen Wisby, dessen Pracht und Reichtum sprichwörtlich geworden war im Norden. Da blitzte es frohlockend in Waldemars Augen auf, seine Züge nahmen den erschreckenden Ausdruck eines stoßbereiten Geiers an; und in diesem Augenblick besiegelte er in seinem Herzen das Schicksal einer volkreichen Stadt.

(Fortsetzung folgt).

Die Kunst, jung und schön zu sein.

Die Notwendigkeit der Körperpflege. — Erfrischungs- und Verschönerungsmethoden, die jede Frau anwenden kann und muß.

Noch immer glauben viele Frauen, daß Körperpflege eine Geldfrage sei, verbunden mit Kristallbehältern voll kostspieliger Salben, Puder und Parfüms, die nur auf dem Toilettentisch der verwöhnten Weltdame zu finden sind. Weit gefehlt! Diese Luxusmittel sind nur zu häufig Feinde der Körperpflege, und wenn sie im Augenblick auch ein blasses Gesicht in ein rosiges verwandeln können, so schaden sie auf die Dauer der Frauenschönheit mehr als sie ihr nützen, machen die Haut großporig und vorzeitig welk und verderben den Teint. Die richtige, vernünftige, der Schönheit wie der Gesundheit zuträgliche Körperpflege ist keine Geldfrage, sondern vielmehr eine Zeitfrage. Die abgehetzte Hausfrau und Mutter, die morgens als erste aus dem Bett muß, um Mann und Kindern das Frühstück zu bereiten, wird seufzend den Gedanken, für ihre eigene Person ein Stündchen zu erübrigen, beiseite schieben und sich resigniert damit abfinden, ihre Jugend und Schönheit rasch verwelken zu sehen. Aber das sollte sie nicht! Es wird endlich Zeit für die Frauen einzusehen, daß dieser Lebensgrundsatz der Entsagung, der Selbstverneinung weder ihnen noch ihren Angehörigen Glück bringt. Wieviel besser für die Ehe, die Frau erhält sich reizvoll und anziehend, wieviel beglückender für die Kinder, sie haben eine junge, frische Mutter! Die Frau, die vor lauter Arbeit im Haushalt nicht mehr dazu kommt, auf ihr Aeußeres zu achten, wird auch ihren inneren Menschen vernachlässigen.

Besinnt euch auf euch selbst, Frauen! Macht euch die Errungenschaften der Neuzeit zunutze, lernt mit eurer Zeit rationell umzugehen, dann ist es wohl möglich, daß ihr die Stunde am Tage erübrigen könnt, die ihr für die Pflege eures Körpers und damit für die Erhaltung eurer Jugend braucht. Es muß morgens sein. Am Abend ist der Körper zu müde, der Geist zu abgespannt dazu. Der Einwand: „Aber morgens haben wir keine Zeit!" wird nicht anerkannt. Stellt euch am Abend alles zurecht, was zum Frühstück benötigt wird, und wenn am Morgen Mann und Kinder versorgt und aus dem Hause sind, dann ist die Stunde gekommen, die euch gehört. Zehn Minuten gymnastische Uebungen bei offenem Fenster, so wie die Jahreszeit es gestattet, um den Körper geschmeidig zu erhalten. Wer über Badezimmer mit warmem Wasser verfügt, nimmt täglich ein warmes Bürstenbad. Im Anfang empfiehlt es sich, eine nicht allzu harte Bürste zu nehmen, bis die Haut sich daran gewöhnt hat. Später aber ist eine ganz gewöhnliche harte Küchenbürste, wie man sie zum Scheuern braucht, das beste. Damit bürstet man sich von Kopf bis Fuß, bis man wie ein gesottener Krebs aussieht. Für den Rücken gibt es Bürsten mit langem, gebogenem Stiel. Dadurch wird die Tätigkeit der Haut angeregt, das Blut kommt in Bewegung, außerdem wird die Haut seidenweich. Man fühlt sich herrlich erfrischt danach. Freilich darf man die kalte Dusche hinterher nicht vergessen. Nervöse oder neuralgische Frauen ersetzen allerdings die Dusche besser durch eine kalte Abreibung. Es muß aber ganz rasch gehen. Ein Handtuch, in kaltes Wasser getaucht, und eins, zwei, drei damit abgerieben, während man aus der Wanne steigt. Dann mit einem möglichst rauhen Frottierbadelaken abgetrocknet. Wer keine Badegelegenheit hat, muß sich eben mit einem Waschbecken oder einer kleinen Wanne und dem nötigen warmen und kalten Wasser begnügen.

Das Gesicht wird extra behandelt. Nach einer warmen Waschung mit guter Gesichtsseife folgt eine kalte Waschung ohne Seife. Das Ideale für das Gesicht ist Regenwasser. Vom Regenwasser wird die Gesichtshaut zarter und weicher als von den teuersten kosmetischen Mitteln. Und außerdem kostet es nichts. Um die Poren gründlich zu reinigen, empfiehlt sich wöchentlich ein Gesichtsdampfbad, das auf die einfachste Weise zu bewerkstelligen ist. In einen Topf wird heißes Wasser gegossen, das Gesicht darüber gehalten und über den Kopf ein dickes Tuch gebreitet, das auch den Topf bedeckt, damit sich die Dämpfe auf das Gesicht konzentrieren. Zehn Minuten genügen. Die Poren der Haut öffnen sich, und alle Unreinlichkeiten werden ausgeschwitzt. Sehr heilsam ist der Zusatz von Kräutern, besonders jetzt im Frühling. Steinklee und Melissenblumen, späterhin Lindenblüten und Pfefferminz, sind besonders gut für fette Gesichtshaut. Frauen, die zu trockene Gesichtshaut haben, nehmen Salbei, Huflattich oder Holunderblüten. Auch eine tägliche Gesichtsmassage gehört zur Schönheitspflege. Sie erfolgt nach dem Waschen, aber die Hände müssen tadellos sauber sein, damit kein Schmutz in die Haut gerieben wird.

Da die Hand besonders unter der Arbeit im Haushalt leidet, so bedarf sie erst recht der Pflege. Um die Haut weich zu halten, gieße man nach einer Waschung mit warmem Seifenwasser in die nassen Handflächen etwas Glyzerin, reibe damit die Hände tüchtig ein und trockne sie dann erst ab. Die Nägel sind am besten kurz zu halten, und zwar mit der Nagelfeile, mit der man auch vorsichtig die Haut von den Halbmonden schiebt. Mit der Schere darf man die Nägel nur dann schneiden, wenn man sie vorher in warmem Seifenwasser gebadet hat, sonst splittern sie.

Eine Frau, die sich mit Konsequenz diese Zeit am Morgen erübrigt, um diese einfache und billige Körperpflege durchzuführen, wird niemals zu jenen gedrückten, traurigen, gealterten Wesen gehören, die schließlich von der eigenen Familie nur noch mit Mitleid betrachtet werden. Sie wird vielmehr mit ungebrochenen Körper- und Geisteskräften sich die Spannkraft der Jugend bewahren, um Mann und Kindern eine gesunde, fröhliche Gefährtin zu sein.

„Partok! Partok! Die Post! Die Post!"

Schwierige Postbestellung in Grönland.

Einen ungemein anstrengenden Dienst haben die Ruderer, denen das Befördern der Post in Grönland obliegt. Im aus Seehundfellen gefertigten kleinen Ruderboote, dem „Kajak", legen sie bei gutem Wetter für gewöhnlich tagsüber eine Strecke von 12 Meilen zurück; doch gibt es auch Tage, wo sie, um die Station zu erreichen, ohne zu ruhen, in 24 Stunden 20 Meilen durchschiffen. Meist liegen die Stationen 20—30 Meilen voneinander entfernt, und für die Ruderfahrt von der einen zur anderen werden nach unserem Gelde nicht ganz 2 Mark gezahlt. Naht der Ruderer dem Lande und erhebt sich im Boote, so gilt das den Küstenbewohnern als Zeichen, daß er für sie etwas bringt. „Partok! Partok!", d. i. „Die Post! Die Post!", tönt es dann aus den Kehlen der Umstehenden. Man hilft ihm, sein Boot an Land zu bugsieren, worauf er die Postsachen verteilt. Mit einer schwarzen Schiffswurst und frischem Wasser labt man ihn, und ist ihm das Glück gut, werden ihm sogar mit Branntwein versetzte Getränke gereicht, die ihm besser als der Seehundspeck und Schiffszwieback munden, die er als Ration im Boote mitführt. Gelüstet ihn aber draußen an dem offenen Wasser nach frischem Fleische, so erlegt wohl seine Harpune oder sein sicherer Pfeil einen Wasserbewohner, eine Eidergans oder einen Alk, die er dann roh zu verspeisen nicht Scheu trägt. Muß er, weil er ermüdet ist, bevor er die nächste Station ereicht hat, an Land nächtigen, dann zieht er das Kajak so weit ans Ufer, daß es außerhalb des Bereiches von Ebbe und Flut kommt, und beschwert es mit Steinen, damit kein Sturm das leichte Fahrzeug zu entführen vermag. Er selbst schläft auf dem Erdboden, mit einem Steine als Kopfkissen. Gelüstet es ihn hingegen im

Winter nach einem „komfortablen" Schlafzimmer, so erbaut er aus umherliegenden Steinen zwei Mauern von seiner Körperlänge und zwei von seiner Leibesbreite, verstopft deren Ritzen mit Schnee und stülpt als Decke das Kajak auf den Bau. Durch eine oben gelassene kleine Oeffnung kriecht er ins Innere der engen Behausung, wo er sich zum Schlafe ausstreckt. Weniger Umstände machen zwei Kajak-Ruderer, die sich bei gutem Wetter unterwegs treffen, um der Ruhe zu pflegen. Sie rudern dann vereint nach Stellen, wo Inselchen aus dem Wasser ragen. Im ruhigen Fahrwasser angelangt, binden sie die Kajaks aneinander, kreuzen die Ruder quer darüber und legen sich dann jeder in seinem Boote der Länge nach auf dessen Boden nieder

Seit wann ist der Hervorruf im Theater Sitte?

Die Sitte des Hervorrufens ist in aller Welt, in jedem Theater etwas nicht mehr Wegzudenkendes, es scheint, als wäre sie uralt. Dieser Brauch hat aber ein verhältnismäßig kurzes Alter und entspringt einer Laune des Pariser Theaterpublikums. Das Vor-den-Vorhang-Rufen bedingt gewisse bauliche Eigenschaften der Bühne. Die altgriechischen Bühnen kannten den Vorhang noch nicht, die Schauspieler traten aus den sogenannten „Periakten", einer Art Kulissen, auf die stets freie Bühne. Die Römer des späten Altertums hatten bereits einen Bühnenvorhang, jedoch wurde dieser nicht von oben herabgelassen, sondern aus einer Versenkung der Vorderrampe emporgezogen. Die Theater des Mittelalters liebten die stets offen bleibende Bühne, hatten nur selten irgendwelche, das Szenarium bis zum Vorstellungsbeginn verdeckende Vorrichtungen. Bibiena, mit seinem Theaternamen „Dalli" genannt, war der erste, der die heutigen Kulissen, Dekorationen und auch den Bühnenvorhang einführte. Das war im Jahre 1727. Von da ab wurde das Theater eine Welt für sich. Mit Aktschluß entzog der herabfallende Vorhang die Schauspieler den Blicken des Publikums. Was hinter dem Vorhang, den Kulissen vorging, blieb dem gewöhnlichen Sterblichen eben „Kulissengeheimnis". Der Vorhang blieb unweigerlich geschlossen, hob sich erst wieder bei Anfang des Stückes oder Aktes.

Der 24. Mai ist nun der in der Theatergeschichte markante Tag, an dem mit dem alten Brauch gebrochen, durch eine Laune des Pariser Theaterpublikums der „Hervorruf" geboren werden sollte. Man spielte damals das neue Drama Voltaires „Merope". Ganz Paris sprach von diesem Werk und war begeistert. Da ging an eben erwähntem Abend das Gerücht durch das volle Haus, Voltaire befinde sich im Theater hinter der Szene. Als nun der erste Akt zu Ende gespielt, der Vorhang niedergegangen war, rief jemand aus dem Zuschauerraum nach dem Dichter. Andere Theaterbesucher nahmen den Ruf auf, bis endlich das ganze Publikum stürmisch verlangte, Voltaire möge sich zeigen. Endlich trat der Dichter vor den Vorhang und dankte für diese außergewöhnliche Ehrung. Der „Hervorruf" war geboren.

Was dem Dichter recht ist, sollte dem Schauspieler ebenfalls billig sein. Von da ab rief das Theaterpublikum auch Mimen, die sich seiner besonderen Sympathien erfreuten, vor den Vorhang. Auf deutschen Bühnen bürgerte sich dieser Brauch erst rund ein halbes Jahrhundert später ein. Ein Oesterreicher, der 1745 zu Graz geborene berühmte Schauspieler Brockmann, war der erste, dem in Berlin die Ehre des Hervorrufes zuteil wurde. In Hamburg „entdeckt", wo er besonders als Hamlet brillierte, absolvierte der Künstler 1778 in Berlin ein längeres Gastspiel. Bald hatte er sich in die Herzen der Berliner eingespielt, die von seiner meisterhaften Mimik und Darstellungskunst so begeistert waren, daß kein Abend verging, an dem Brockmann nicht mehrmals vor dem Vorhang erscheinen mußte. So hatte sich auch in Berlin die Sitte des „Hervorrufes" eingebürgert, nahm von dort den Weg über alle deutsche Bühnen, wurde auf der ganzen Welt Sitte.

Gedenktage.

6. Juli.

Zum 70. Geburtstag Verner von Heidenstams. Der große nordische Romancier, neben Selma Lagerlöf die sichtbarste Erscheinung in der neueren schwedischen Literatur, Verner von Heidenstam feiert am 6. Juli seinen siebzigsten Geburtstag. Er ist in Olshammar geboren, widmete sich zunächst der Malerei und trat 1888 mit Gedichten hervor. Sein Ansehen in literarischen Kreisen wuchs rasch, Strindberg nahm sich seiner an, mit dem Lyriker Fröding war er befreundet, und bald galt er als der anerkannte Führer der jungen Schweden der neunziger Jahre. Nach einigen Erzählungen und Romanen wandte er sich geschichtlichen Stoffen zu und schuf die nationalen Heldenromane „Die Folkunger" und „Karl XII. und seine Krieger". Namentlich dieser Roman hat ihm auch in Deutschland eine große Gemeinde verschafft. Im Jahre 1916 erhielt er den Nobelpreis für Literatur.

Aus aller Welt.

Eine Wanderschule für Hausfrauen. Um den Geist der Neugestaltung der Hauswirtschaft tatsächlich in weiteste Kreise zu tragen, hat der Verein deutscher Ingenieure auf Veranlassung und unter geistiger Führung Exzellenz Oskar v. Millers einen seit langem bestehenden Plan zu verwirklichen begonnen und in Verbindung mit dem Reichskuratorium für Wirtschaftlichkeit, im Bau- und Wohnungswesen, dem Reichsverband deutscher Hausfrauenvereine, dem Reichsverband landwirtschaftlicher Hausfrauenvereine, dem Lette-Verein eine große Wanderausstellung „Technik im Heim" ins Werk gesetzt. Die Ausstellung wird in einer größeren Zahl von deutschen Städten gezeigt werden.

Die Insel der Frauen. Agathe Clarke, Erzieherin und Lehrerin, die dem australischen Missionsrat zugeteilt ist, erzählt interessante Dinge von der Bunana-Insel bei Tulagi, einem Eiland des Salomon-Archipels. Die Bunana-Insel wird ausschließlich von eingeborenen Frauen und weißen Lehrerinnen bewohnt. Dreißig Schülerinnen der Insel, die bereits verschiedene Sprachen beherrschten, lehrte man eine europäische Sprache, die man für am besten geeignet erachtete. Man behielt sie zwei Jahre in der Missionsschule und ließ sie dann in ihre Dörfer zurückkehren. Ab und zu wird die Insel von Räubern besucht, die sich den einheimischen Mädchen nähern, um sich ihrer zu bemächtigen. Die weißen Frauen aber scheinen ihnen Schreck einzujagen. Sie haben eine abergläubische Angst vor ihnen und überfallen sie daher auch nie. Die Frauen von Bunana verwalten ihr Gemeinwesen aufs beste und sind sehr arbeitsam. Gewöhnlich gehen sie für einige Jahre auf andere Inseln des Archipels, um sich für Arbeiten auf Pflanzungen zu verdingen.

Sie wollte wissen, wieviel zehn Pfund Fleisch sind. Wie Pariser Blätter berichten, kam kürzlich eine junge Frau in den Fleischerladen eines Vororts und bat den Schlächter, er möchte ihr zehn Pfund Rindfleisch abwiegen. „Das Stück ist schwer," meinte der Fleischhauer, nachdem er es zurechtgemacht hatte, und fügte freundlich hinzu: „Wenn Sie mir Ihre Adresse angeben, werde ich Ihnen das Fleisch sofort nach Hause schicken lassen." — „Ach nein, das ist gar nicht notwendig," erwiderte die Frau rasch, „ich brauch' ja so viel Fleisch gar nicht, was sollte ich auch damit beginnen? Wir sind ja nur unser zwei, mein Mann und ich . . . Aber wissen Sie, ich wollte einmal nur sehen, wie groß ein Stück Fleisch von zehn Pfund eigentlich ist. Ich habe nämlich eine Abmagerungskur gemacht, müssen Sie wissen, und in zwei Monaten zehn Pfund abgenommen. Das ist wirklich, wie ich sehe, ein ganz schönes Stück . . . Danke Ihnen vielmals!" Und bevor noch der Fleischhauer sein stummes Staunen überwunden hatte, war die junge Frau verschwunden.

Fröhliche Ecke.

Frühlingsliebe. „Wirst du mir auch ewig treu bleiben können, Fritz?"

„Jewiß, Mä'chen, ick trainiere schon seit fast einer Woche darauf."

*

Die praktische Mutter. Zwanzig Jahre ist die junge Frau. Ihr erstes Kind wird getauft.

Dazu haben die Schwiegereltern das von altersher in der Familie gebrauchte Taufkleid mitgebracht.

Als sie abreisen, wollen sie das Taufkleidchen wieder mitnehmen, da sagt die junge Mutter: „Ach, laßt es doch hier! Wozu das ewige Hin-und-her-schleppen?"

*

Zum Abschied. „Haste nich'n jutes Bild von dir, Ede?"

„Doch, uff meinem letzten Steckbrief haben se mir am besten jetroffen."

*

Gute Mutter. „Hallo, ist dort der Telephondienst? — Hören Sie mal zu! Ich lege meinen Hörer in Babys Bett. Wenn Baby aufwacht und schreit, dann rufen Sie mich bitte im Frauenklub an!"

*

Verordnung. In einer Badeanstalt hing eine Verordnung mit folgendem Wortlaut: „Das Betreten des Frauenbades ist Männern verboten. Der Badediener gilt nach § 8 der Badeordnung als Frau."